

Zum Auswandern nach Bremen

*Wichtiger Hinweis des Autors: Handlung und Personen sind frei erfunden.
Falls ein Leser Ähnlichkeiten mit ihm bekannten Menschen feststellt, ist dies beabsichtigt*



**Hamburg-Amerikanische
Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.
Express-
und Postdampfschiffahrt.
Hamburg - New-York**

vermittelt der schönsten und grössten
deutschen Post-Dampfschiffe

Oceanfahrt 6 bis 7 Tage.

Ausserdem Beförderung mit directen deutschen
Post-Dampfschiffen

von **Hamburg** nach

Baltimore	Canada	Westindien
Brasilien	Ost- Afrika	Mexico
La Plata		Havana

(Nr. 152.) Nähere Auskunft erteilen:

Berthold Gundrum, Schweinfurt.	Georg Hubert, Unterspiesheim.
Ferdinand Adler, Werneck.	Joh. Bapt. Maier, Arnstein.
Sebastian Messerschmidt, Poppenhausen.	Joh. Riedmann, Königshofen i. Gr.

„Wie wäre es denn mit einem Besuch in der Hansestadt Bremen? Wir waren zwar schon einmal dort, aber nur einen knappen Tag und hatten außer Rathaus, Roland und den Bremer Stadtmusikanten nichts gesehen?“ „Warum auch nicht? Da könnten wir bequem mit dem Zug fahren, suchen uns ein nettes Hotel in Bahnhofsnähe und machen uns eine gemütliche Woche bei den Nordlichtern“, war Magdalens schnelle und knappe Antwort. Friedrich war von der schnellen Entscheidungsfreudigkeit ein wenig überrascht, obwohl sie sonst auch nicht lange fackelte, wenn es etwas anzupacken galt. „Gut, jetzt schaue ich einmal im Internet, was es alle zu sehen gibt und dann entscheiden wir endgültig. Was mir im Kopf herumschwebt, ist vor allem das Auswandererhaus in Bremerhaven; ich habe in meinen Unterlagen schon eine Menge Material zum Thema Auswanderung, über das sich einige Chroniken schreiben ließen.“

Die Fahrt machte einige Probleme, weil die Deutsche Bahn ein Chaos-Verein hoch drei ist, der laufend die Zugverbindungen ändert oder gleich ganz ausfallen lässt. Auch mit dem Buchen des Hotels war es nicht so einfach: Das erste Hotel, das sie auswählten, war bereits voll ausgebucht - und das Mitte April, vierzehn Tage vor Ostern! Beim zweiten kamen sie auf eine so gut gestaltete Fake-Seite des Hotels, dass man wirklich meinen konnte, es wäre das gesuchte. Den Fehler merkten Friedrich erst, als er die Bestätigung erhielt und las, dass zum Zimmer-Preis noch ‚Steuern und Abgaben‘ in Höhe von fast achtzig Euro dazu berechnet wurden. Zum Glück ließ sich diese Buchung schnell stornieren.

Die Probleme gingen dann im Hotel weiter: Ihr Zimmer lag im zweiten Stock, doch fanden sie die Zimmertüre nicht. Weder an noch neben der Türe war etwas angeschrieben. Sie irrten mit ihren großen Koffern gefühlte Stunden lang wie in einem Irrgarten durch die Gänge bis

sie erschöpft den Kopf hängen ließen und dabei sahen sie: Die Zimmernummern waren in den Teppich eingewebt!! Kaum hatte Friedrich die Schlüsselkarte angelegt, erhielt er einen Stromstoß als wenn ihn zweihundert Volt getroffen hätten. Dies passierte ihm an dem Tag noch ein paar Mal, doch dann hatte sich das Gewitter beruhigt und die Leipolds blieben dann von diesen Blitzen des Zeus verschont.

„Ein wenig sparsam sind sie hier schon“, reklamierte Magdalen, „ganze zwei Kleiderbügel und nur einen Haken für zwei Personen für eine Woche Aufenthalt. So knausrig müssten sie nicht sein. Wie oft haben wir schon vor Bekleidungshäusern große Schachteln mit zig Kleiderbügeln zum Mitnehmen gesehen. Da hätte einer der Mitarbeiter auch einmal ein wenig seinen Kopf nicht nur dabei haben, sondern ihn auch zum Denken benutzt haben sollen. Doch an Der Rezeption erhielten sie dann auf ihren Wunsch hin sofort noch zwei Bügel.

Bei einem kurzen Spaziergang rund um das Hotel sahen sie in der Nähe ein peruanisches Restaurant, das einen guten Eindruck machte. „Was meinst du, wollen wir da hineingehen“, meinte Magdalen, „nur - da sitzen gerade einmal drei Leute drin und es ist Sonntagabend um sieben?“ Sie wagten es und wurden nicht enttäuscht. Die junge Kellnerin war eine bildhübsche hellbraune Brasilianerin aus Rio, sehr extrovertiert und erzählte von ihrem Leben hier in Bremen: Sie studiere Philosophie und Germanistik; außerdem würde sie jeden Tag elf Stunden arbeiten, da sie insgesamt vier Jobs wahrnimmt. Das Geld benötige sie weniger für sich als mehr für ihre Familie in Rio, da diese bitterarm sei. Ihre alleinerziehende Mutter müsse für acht kleine Kinder sorgen und da fehle es hinten und vorne am nötigen Kleingeld. Beim Essen meinte Friedrich zu seiner Angetrauten: „Mit einer solchen Frau würde ich keine Beziehung eingehen.“ Warum denn nicht? Sie ist hübsch und freundlich, was willst du mehr?“ „Aber wann hat sie denn Zeit zum Spaziergehen?“

Ein wenig enttäuscht waren die Leipolds am nächsten Morgen, als sie sich im Frühstücksraum umsahen: Zum Trinken gab es nur einen kleinen Cappuccino und als sonstiges Getränk nur einen Grapefruitsaft. „Nur gut“, meinte Friedrich, „dass ich diesen Saft so gern zum Frühstück genieße. Doch ist hier das Frühstück nur ein Abklatsch unseres letzten Hotels auf Mallorca. Da war das Frühstücksbuffet zehn Mal so groß und der Speisesaal hier hat den Charme eines Bahnhofwartesaals einer Kleinstadt aus den fünfziger Jahren... Dabei gibt es hier nicht einmal Obst zum Frühstück!“

Danach wanderten sie das kurze Stück in die Innenstadt, wo sie als erstes großes Gebäude die alte Rats- und Marktkirche ‚Unser Lieben Frauen‘ betraten. „Jetzt habe ich gedacht, wir gehen in eine Kirche?“ meinte Friedrich, „und nun sehen wir hier eine Frühstücksorgie.“ Doch als sie sich näher mit der Sache befassten, erfuhren sie, dass jeden Morgen die Armen der Stadt mitten im Gotteshaus gespeist wurden. „Alle Achtung!“ resümierte Friedrich, „so etwas Ähnliches habe ich bisher nur in Indien gesehen. Nur gibt es in diesen Tempeln den ganzen Tag zu essen und hundert Mal mehr Personen.

Wie in vielen anderen Städten auch waren viele Baudenkmäler mit Planen verhüllt, weil gerade hier und dort renoviert wurde. Friedrich moserte: „Da jammern die Bremer immer, dass sie so ein armes Bundesland sind, trotzdem wird am laufenden Band gebaut und renoviert.“ Nicht verhüllt und trotzdem schwer zu finden war die Kunsthalle, ein schönes klassizistisches Gebäude. Obwohl sich Friedrich vorher kundig gemacht hatte, wo sie sich

befand, suchten sie fast eine halbe Stunde. Dreimal sprachen sie Personen an, bei denen sie davon ausgingen, dass sie ihnen den Weg zeigen könnten. Zweimal war es eine Frau und einmal ein Mann, die ihren Hund Gassi führten. „Die sollten doch aus dieser Ecke sein und wissen, wo so ein markantes Gebäude steht“, mutmaßte Friedrich. Der Mann meinte, er kenne sich hier überhaupt nicht aus, eine Frau schickte sie nach Westen und eine der Einheimischen meinte, wenn sie die Straßenbahnlinien nachgehen, kommen sie nach zweihundert Meter dorthin. Doch wenn sie ihr gefolgt wären, hätten sie eher den Emdener Hafen gefunden als die Kunsthalle. „Komm“, meinte Friedrich, „gehen wir einfach den Wallanlagen nach, irgendwann wird das Haus schon auftauchen.“ Und richtig, kaum waren sie hundert Meter gelaufen, sahen sie schon das imposante Gebäude... „Was meinst du, Magdalen? Kannten sie es nicht oder wollten sie nicht?“

Auch die Ausstellungsstücke konnten sich sehen lassen: Werke von Max Liebermann, Lucas Cranach, Lovis Corinth und vielen anderen bekannten Größen aus der Malerei und Bildhauerei wurden gezeigt. „Da hat sich die Sucherei gelohnt. Hier gibt es wieder viele Motive, die ich in meinen Heimatchroniken gut einbauen kann“, freute sich Friedrich. Gut waren auch weitere Exponate, die sich mit der Seefahrt und vor allem dem Auswandern beschäftigten. „Das wird die nächsten Monate meine bevorzugte Arbeit werden - Auswandererschicksale aus Unterfranken! Doch da werden wir morgen, wenn wir nach Bremerhaven fahren, mehr finden.“

Beim Zurückgehen am frühen Nachmittag kamen sie durch die Lloyd-Passage und sahen auf dem rechten Durchgang eine Riesenschlange von Menschen stehen. „Jetzt schauen wir doch einmal nach, auf was die vielen Leute hier warten?“ meinte Magdalen. Als sie nähertraten, merkten sie, dass es sich um rund zweihundert Leute handelte, sie schön ordentlich in einer Reihe standen. „Gibt es hier heute einen Döner für einen Euro oder vielleicht Freibier?“ sprach Friedrich einen der Wartenden an. „Schön wär’s“, antwortete dieser; „wir warten auf den Einlass zum Einwohnermeldeamt. Ich bin hier neuzugezogen und muss mich anmelden.“ Als sie zum Ende der Schlange zurückkehrten, keuchte eine junge Frau gerade heran und stellte sich hinten an. „Lassen Sie sich ruhig Zeit“, meinte Friedrich, „es dauert sicher noch eine Weile, bis sie an der Reihe sind.“ „Sie haben leicht reden“, entgegnete die Dame, „meine Mittagspause dauert nicht so lange. Ich ging nach dem Telefongespräch mit der Verwaltung davon aus, dass es nur ein paar Minuten dauern würde. Es geht nur um eine Wohnungsummeldung; ich bin von einem Stadtteil in einen anderen gezogen und muss natürlich dies melden. Dass ich hier ein paar Stunden anstehen muss, hat mir niemand gesagt. Unverschämtheit!!“

„Da rühmt sich Deutschland seiner guten Verwaltung“, höhnte Friedrich, „und eine Großstadt wie Bremen ist nicht einmal in der Lage, Wohnungsummeldungen digital vorzunehmen. Der Bürokratismus treibt seine schönsten Blüten und wir Bürger müssen dies schon jahrelang erdulden. Wir können nur hoffen, dass die neue Regierung ein wenig mehr Schwung in die Digitalisierung bringt und den auswuchernden Bürokratismus eindämmt.“

Den Rest des Nachmittags genossen sie in der schönen, ganz in der Nähe des Hotels liegende, Wallanlage mit dem Blick auf die prima renovierte Windmühle und die herrlichen Magnolienbäume entlang des Grabens. „Schade ist nur, dass es in der gesamten Wallanlage, die ja mindestens drei Kilometer lang ist, kaum Bänke zum Ausruhen gibt“, bedauerte Magdalen. Den möglichen Grund erkannten sie am nächsten Morgen, als sie an

der Bank von gestern vorbeigingen: Übertrieben eine halbe Tonne Abfall lag nun neben den Bänken und die Abfalleimer waren trotzdem halbleer. „Es liegt bestimmt nicht nur an den Migranten, die wir gestern Abend noch hier sahen; aber, wenn einmal jemand etwas auf den Boden wirft, gibt es schnell genug Nachahmer. Das sehen wir ja zu Hause auch öfter in den Wäldern: Einer legt seinen Unrat ab und wenn man ein halbes Jahr später wieder vorbeigeht, hat sich der Haufen verzehnfacht...“

Der nächste Tag war dem Hauptpunkt der Reise, dem Besuch des Auswandererhauses in Bremerhaven gewidmet. Diesmal fuhr nicht die Deutsche Bahn, sondern die ‚metronom‘, die zu den größten nichtbundeseigenen Eisenbahnen Deutschlands gehört. Wahrscheinlich weil sie ein privates Gemeinschaftsunternehmen der ‚NiedersachsenBahn GmbH‘ und der ‚Osthannoverschen Eisenbahnen AG‘ ist, fuhr sie auch pünktlich ab. Auch dieser Bahnhof war im schönen Jugendstil erbaut; nur lag er über zwei Kilometer außerhalb der Innenstadt und des Museums. „Ein wenig Spaziergehen wird uns ganz guttun“, meinte Friedrich, „im Museum werden wir uns ja nicht viel bewegen.“ Was aber, wie sich später herausstellte, ein großer Irrtum war.

Im Gegensatz zu den meisten öffentlichen Museen war der Eintritt horrend: Hatten sie in der Kunsthalle in Bremen gerade einmal sechs Euro bezahlt, so verlangte der palästinensische Kassenmensch gleich zwanzig Euro pro Person. Dann hieß es erst einmal Platz nehmen vor dem Eingang, damit eine ältere Dame das Prozedere im Innenleben des Hauses erklären konnte. Der erste Raum war einer Empfangshalle nachempfunden, wie sie damals in den Kontoren der Übersee-Schiffahrtsgesellschaften üblich war: einfach, billig, schmale Holzbänke ohne Lehne, Kanonenofen und ein Funzellicht. Damit sollten die künftigen Passagiere schon auf die karge Einrichtung in den Schiffen hingewiesen werden. Im nächsten großen Raum waren viele Menschen in Lebensgröße nachgebildet, was man auf Grund des kaum vorhandenen Lichts nur schlecht erkennen konnte. „Da meint man wirklich, es sind Museumsbesucher, die hier in ihren langen Mänteln herumstehen“, flüsterte Magdalen. Nachdem das Fotografieren mit Blitz nicht erlaubt war, waren die Fotos auch nicht gut gelungen.

Die Überfahrt mit einem Dampfschiff Ende des 19. Jahrhunderts dauerte etwa zwei Wochen. „Also hier möchte ich auch keine Überfahrt in der dritten Klasse mitgemacht haben“, meinte Magdalen, „wenn über hundert Menschen so eng schlafen mussten, und dann auf Strohmatten, wenn überhaupt eine Unterlage und eine Decke vorhanden war.“ Mitgenommen durfte bei den Männern z.B. nur eine Hose mit Hosenträgern, drei Paar Socken, ein Hemd und einige Hygieneartikel. „Nicht einmal Unterwäsche durften sie mitnehmen...“ stöhnte Magdalen; „was mag da für ein Gestank im Unterdeck geherrscht haben. Und so schnell konnten sie in den USA auch nichts kaufen. Das dauerte bestimmt ein paar Tage, bis sie dazu in der Lage waren.“

Da ging es den Reisenden in der ersten und zweiten Klasse besser. Vor allem die Passagiere in der ersten Klasse hatten eine schöne Zweibettkabine mit Waschtisch usw. Beim Essen, wurden sie, anders als in der dritten Klasse, von einem Ober an einem schön gedeckten Tisch mit Damast-Tischdecke und Silberbesteck bedient sowie mit Wein, Sekt und Kaviar hofiert. Im Gegensatz dazu hatten die Armen nur Reisbrei, Kartoffeln und hin und wieder ein klein wenig Pökelfleisch in einem großen Saal mit Bänken ohne Lehne vorgesetzt

bekommen. Dazu gab es für je hundert Leute nur einen Abort, während die Erste Klasse in jeder Kabine eine eigene Toilette hatte.

Bei der Ankunft in New York kamen die armen Neuankömmlinge in einen großen Eisenkäfig, in dem sie auf die Zollbehörden warten mussten. Diese prüfte die Ausreisepapiere und vor allem, ob die Neuankömmlinge keine ansteckenden Krankheiten hatten. Wenn sie dann Glück hatten, fielen sie keinen Gaunern in die Hände, die ihnen falsche Dollarnoten andrehten oder sie auf sonstige Weise gleich um einen Großteil ihres Ersparnen brachten.

Um seine demnächst erscheinenden Ausreisechroniken gut bebildern zu können, hatte Friedrich etwa vierhundert Fotos in dem Auswandererhaus geknipst. Als er jedoch am Abend die Bilder von der Kamera in den Laptop überspielen wollte, waren alle Fotos verschwunden. „Das war sicher der Klabautermann, der dich ob deines Naserümpfens über die Verhältnisse auf den Ausreisedampfern bestrafen wollte“, konstatierte Magdalen wenig erfreut. „Nur gut“, meinte sie, „dass ich auch mit meinem Handy noch eine Anzahl Bilder aufgenommen habe.“

Auf dem weiten Rückweg zum Bahnhof kamen sie auch durch die Bremerhavener Fußgängerzone, die ebenfalls unter dem Online-Markt leidet. Auch hier waren fast die Hälfte der Läden leer.

Bremen verfügt über viele Sehenswürdigkeiten; zwei davon sind Museen in der berühmten Böttcherstraße. An der Außenwand des Gebäudes ist ein großes Relief mit einem Sensenmann zu sehen. Doch keiner der Mitarbeitenden in den Museen konnte erklären, welche Bedeutung dieses Werk haben könnte. Na ja, das ist die berühmten Betriebsblindheit...

Den letzten Abend in Bremen genossen sie auf dem Rathausplatz, auf dem gleich drei Demonstrationen um die Aufmerksamkeit der Gäste buhlten. Eine Anzahl schwer bewaffneter Polizeibeamte schützten den Stand der Ukrainer ganz unten, die Palästinenser am oberen Ende und mittendrin die starke Anti-Waffen-Lobby. Ein Tischnachbar meinte lapidar: „Was schimpften die Grünen fünfzehn Jahre auf die Merkel, dass sie doch endlich die Bundeswehr abschaffen sollte. Und heute werfen sie ihr vor, dass sie nicht in der Lage war, der Rüstungsproduktion mehr Vorgaben für ihre Waffenproduktion zu machen. Das erinnert mich immer so an Kurt Tucholskys Gedicht, das damit anfängt ‚Denk dir, es ist Krieg und keiner geht hin‘. Dabei hat das Opus viele Strophen und die den Satz so häufig propagieren, sollten das ganze Gedicht lesen. Und so ist es auch mit dem Waffenverbot. Heute mag das stimmen, doch ob es auch noch in zwanzig Jahren seine Berechtigung hat??“

Arnstein, 4. Mai 2025